

Offline war alles anders

*Wie wir die Achtziger ohne WLAN überlebt
haben*

Hans J. Hahn

LESEPROBE

KAPITEL EINS

Die ganze Familie hört mit. Das Telefon im Flur und die Mutter mit der Telefonstimme

Bei uns stand das Telefon nicht einfach irgendwo herum. Es hatte einen Ehrenplatz im Flur, auf einem kleinen Tischchen, das nur für dieses Telefon gekauft worden war, und unter dem Telefon lag ein gehäkeltes Deckchen, damit es weich lag und keine kalten Füße bekam. Wir Kinder durften uns nicht auf das Tischchen setzen. Das Telefon durfte das. Der Apparat war grau oder moosgrün, bei mutigen Familien auch orange, und er wog ungefähr so viel wie ein Ziegelstein. Man hätte damit einen Einbrecher erledigen und hinterher mit demselben Gerät die Polizei anrufen können, ohne dass es einen Kratzer gehabt hätte. Daneben lag das Telefonbuch, dick wie eine Familienbibel, und in manchen Häusern wurde es auch genauso behandelt. Man blätterte vorsichtig darin, mit angefeuchtetem Finger, und legte es danach

wieder genau an seinen Platz, mit der Kante zur Wand.

Wichtig war, wo dieser Flur lag. Der Flur ist ja der einzige Ort im Haus, an dem kein Mensch freiwillig länger bleibt. Im Flur zieht es, im Flur stehen die Gummistiefel, im Flur hängt die Jacke vom Vater, die nach Auto und Werkstatt riecht. Und genau dort, an der kältesten Stelle des Hauses, zwischen Haustür und Küchentür, wurden die wichtigsten Gespräche unserer Kindheit geführt. Ausgesucht hatte sich das niemand. Die Dose war eben da, wo der Mann von der Post sie hingeschraubt hatte, und den Mann von der Post fragte niemand, ob die Lage gemütlich war. Er bohrte zwei Löcher, nagelte ein Kabel an der Fußleiste entlang, sagte, so, das wär es dann, und fuhr wieder. Damit war für die nächsten zwanzig Jahre festgelegt, wo in diesem Haus geweint, gestritten und Schluss gemacht wurde.

Die Küchentür stand immer offen, die Wohnzimmertür auch, und oben an der Treppe saß meistens jemand, der so tat, als würde er gerade sehr lange seine Schuhe zubinden. Mithören war bei uns kein Vergehen, es war ein Familiensport, und die Post hatte ihn sogar unterstützt. An vielen Telefonen hing seitlich eine zweite kleine Hörmuschel, die man abnehmen und an das Ohr halten konnte, damit ein zweiter Mensch das Gespräch verfolgen konnte. Gedacht war das wohl für

Geschäftsleute und schwerhörige Großväter. In Wahrheit war es die erste Abhöranlage, die man ganz amtlich bei der Post mieten konnte, und kein Geheimdienst der Welt war so gut besetzt wie unser Flur. Wenn bei Freunden das Telefon klingelte und die Mutter am Hörer stand, während die Tante sich die zweite Muschel ans Ohr drückte, dann sah das aus wie zwei Ärzte, die gemeinsam ein schwaches Herz abhören. Die Tante machte dazu Gesichter, und die Mutter machte Zeichen, sie solle aufhören, Gesichter zu machen, und am Ende wusste der Anrufer nicht, warum am anderen Ende ständig gekichert wurde.

Noch erstaunlicher als das Mithören war die Telefonstimme. Meine Mutter konnte eben noch durch das ganze Treppenhaus gerufen haben, dass jetzt sofort jemand den Mülleimer rausbringt, und zwar ohne Widerworte und nicht erst nach dem Abendessen. Dann klingelte das Telefon. Sie hob ab, und aus ihrem Mund kam eine Stimme, die wir noch nie gehört hatten. Hell, freundlich, ein bisschen vornehm, wie bei einer Dame, die gerade Tee aus einer sehr dünnen Tasse trinkt. Ja bitte? Ach, das ist aber schön, dass Sie anrufen! Wir standen im Flur und starrten sie an, als hätte jemand unsere Mutter heimlich ausgetauscht. Kaum lag der Hörer wieder auf der Gabel, war die alte Mutter auch schon zurück, in voller Lautstärke. Und der

Mülleimer stand natürlich immer noch in der Küche, was nun auch wieder unsere Schuld war.

Mein Vater meldete sich nicht mit Hallo. Hallo war etwas für Leute ohne Haltung. Er sagte den Familiennamen, laut und deutlich, so wie man sich bei einer Behörde meldet, die einen vorgeladen hat. Manche Väter im Dorf nannten zur Sicherheit noch den Ort dazu, falls der Anrufer zwischendurch vergessen haben sollte, wo er eigentlich angerufen hatte. Wenn wir Kinder ans Telefon gingen, mussten wir das genauso machen. Ein einfaches Ja galt als frech, und wer sich mit Hallo meldete, bekam hinterher einen Vortrag über Manieren, der länger dauerte als das Gespräch. So haben wir gelernt, unseren Nachnamen in einen Telefonhörer zu sprechen wie eine Durchsage am Bahnhof. Manche von uns machen das bis heute, wenn das Handy klingelt, und mancher Werbeanrufer legt danach erschrocken wieder auf, weil er glaubt, er sei aus Versehen beim Amtsgericht gelandet.

Wer bei uns anrief und nach einem von uns Kindern fragte, der kam nicht einfach so durch. Er musste erst an der Mutter vorbei, und an der Mutter kam man schwerer vorbei als an jedem Türsteher. Wer ist denn da? Und wem gehörst du? Bei uns im Dorf war die zweite Frage wichtiger als die erste. Man war nicht irgendwer mit einem Vornamen, man war der Junge vom Schreiner oder die Älteste von denen oben am

Kirchweg. Erst wenn die Herkunft geklärt war, legte die Mutter den Hörer neben das Telefon und rief durch das ganze Haus, Telefon für dich, der Junge vom Schreiner! Damit wusste es das ganze Haus, und eine halbe Stunde später wusste es auch die halbe Straße, weil die Oma inzwischen mit der Nachbarin über den Zaun gesprochen hatte. Ein Anruf war bei uns nie privat, er war eher eine öffentliche Bekanntmachung mit kleiner Verspätung.

Selbst anzurufen war noch schlimmer, besonders bei einem Mädchen. Ich kenne Männer meines Alters, die heute Firmen leiten, vor Gericht verhandeln oder Brücken bauen, aber nichts in ihrem Leben war so schwer wie dieser eine Anruf mit vierzehn. Man schrieb sich vorher auf einen Zettel, was man sagen wollte, Wort für Wort. Guten Tag, hier spricht der und der, könnte ich bitte die und die sprechen? Man übte den Satz im Badezimmer vor dem Spiegel, mit tiefer Stimme und mit höherer Stimme, und konnte sich für keine entscheiden. Man wählte die ersten vier Zahlen und legte wieder auf. Man ging einmal um das Haus und trank in der Küche ein Glas Wasser, als würde man gleich eine Rede halten. Man wählte noch einmal, diesmal bis zum Ende. Und dann ging natürlich nicht das Mädchen an den Apparat, sondern ihr Vater, mit einer Stimme so tief, dass sie durch die Leitung schon nach Traktor roch. In diesem Moment war der Zettel wertlos. Man stotterte

etwas, das entfernt nach dem Namen der Tochter klang, und der Vater sagte nur, Moment, und legte den Hörer hin. Dann hörte man ihn durch das ganze Haus rufen, da ist einer für dich, der sich nicht traut! Und irgendwo im Hintergrund lachten zwei ältere Brüder so laut, dass man am liebsten durch die Leitung gekrochen wäre, nur um ihnen eine zu kleben.

Weil Telefonieren Geld kostete, hatten manche Familien ein Telefonschloss. Das war ein kleines Schlösschen, das man in eines der Löcher der Wählscheibe steckte, so dass sie sich nicht mehr drehen ließ. Den Schlüssel trug der Vater am Schlüsselbund, gleich neben dem Autoschlüssel, und er behandelte ihn wie den Schlüssel zum Tresor einer Bank. Wir Kinder fanden allerdings schnell heraus, dass man trotzdem telefonieren konnte, wenn man im richtigen Takt auf die Gabel tippte. Für eine Drei dreimal, für eine Sieben siebenmal, ganz gleichmäßig, mit kurzen Pausen dazwischen. Wer das beherrschte, galt auf dem Schulhof als Erfinder. Wer sich dabei verzählte, landete bei einer alten Dame im Nachbardorf, die sich so über den Anruf freute, dass man es nicht übers Herz brachte, gleich wieder aufzulegen. Ein Freund von mir hat auf diese Weise einen ganzen Winter lang mit einer Witwe über ihre Hühner gesprochen. Er wollte eigentlich nur seinen Kumpel erreichen, aber die Hühner waren dann doch interessanter.

Gespräche in die Ferne führte man nach sechs Uhr abends, weil es dann billiger wurde. Dann wurde die Verwandtschaft angerufen, die weit weg wohnte, und weil sie so weit weg wohnte, schrie man. Das haben bei uns alle so gemacht. Man glaubte offenbar, die eigene Stimme müsse den ganzen Weg bis in den Norden aus eigener Kraft zurücklegen und brauche deshalb ordentlich Schwung. Die Tante am anderen Ende schrie zurück. Nach drei Minuten waren beide heiser, und eigentlich hatte man sich nur mitgeteilt, dass alle gesund sind und das Wetter schlecht ist, hier wie dort. Danach legte man auf und sagte zufrieden, das war aber ein schönes Gespräch. Die Nachbarn wussten es auch, sie hatten jedes Wort gehört, ganz ohne zweite Muschel.

Ein Anruf nach neun Uhr abends war dagegen ein Ereignis der ernsten Art. Nach neun ruft man nicht mehr an, das wusste jeder, das stand in keinem Gesetz und galt trotzdem überall. Wenn es um diese Zeit klingelte, erstarrte im Wohnzimmer jeder mitten in der Bewegung. Der Vater stand auf, sehr langsam, und ging in den Flur, und wir hörten ihn den Familiennamen sagen, diesmal leise. Meistens war es dann nur der Nachbar, der wissen wollte, ob wir seinen Gartenschlauch noch hätten. Aber manchmal war es eben nicht der Nachbar. Manchmal war es die Nachricht, dass jemand im Krankenhaus liegt oder dass die Oma gestorben ist. Deshalb

hatte jeder von uns diesen kleinen kalten Schreck im Bauch, wenn es spät klingelte, und manche haben ihn bis heute.

Dieses Telefon im Flur hat uns eine Menge beigebracht, ohne dass es das wollte. Ein Gespräch hatte einen Ort. Man musste hingehen, man musste stehen, und man musste da sein. Wenn man nicht zu Hause war, war man nicht zu erreichen, und das war völlig normal. Kein Mensch hat sich deswegen Sorgen gemacht oder beleidigt getan. Auf dem Zettel neben dem Telefon stand dann in krakeliger Kinderschrift, der Junge vom Schreiner hat angerufen, ruft wieder an. Und er rief wieder an, oder er kam gleich vorbei. Das Wichtige hat man sich sowieso lieber ins Gesicht gesagt, weil im Flur ja immer jemand mithörte. So hat uns gerade die fehlende Ruhe am Telefon dazu gebracht, uns zu treffen.

Und ganz nebenbei haben wir erfahren, dass ein Nachmittag ohne Anruf niemandem schadet. Das klingt heute fast unglaublich. Viele von uns tragen das Telefon inzwischen in der Hosentasche, beim Essen, im Bett und auf der Toilette, und manche spüren es sogar brummen, wenn es gar nicht brummt. Die Forscher haben dafür einen eigenen Namen erfunden. Bei uns hieß so etwas früher Einbildung, und man bekam einen Tee. Gleichzeitig trauen sich viele junge Menschen gar nicht mehr, jemanden anzurufen. Ein Anruf ist ihnen zu direkt, zu laut,

zu plötzlich. Sie schreiben lieber, sie können dann überlegen und löschen und neu anfangen. Das verstehe ich gut. Ich habe mit vierzehn auch einen Zettel gebraucht und ein Glas Wasser. Nur habe ich dann trotzdem gewählt, weil es keinen anderen Weg gab, und das hat mir mehr beigebracht als jeder Zettel.

Am häufigsten denke ich aber an die Telefonstimme meiner Mutter. Sie war für Fremde bestimmt, für Leute, die sie beeindrucken wollte oder die sie kaum kannte. Für die Familie gab es die normale Stimme, und manchmal auch die laute. Ich glaube, so machen wir es heute noch, nur mit anderen Geräten. Wir sind sehr freundlich zu Menschen auf einem Bildschirm, die wir nie getroffen haben, wir schicken ihnen Herzchen und Glückwünsche und lachende Gesichter. Und die Menschen, die mit uns am Küchentisch sitzen, bekommen die müde Stimme vom Feierabend. Vielleicht sollten wir die Telefonstimme ab und zu für die eigenen Leute benutzen. Ach, das ist aber schön, dass du da bist! Das kostet nichts, nicht einmal nach sechs Uhr abends.

Ende der Leseprobe